



Leseprobe

Harlan Coben

Kein Sterbenswort
Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 20. April 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Seit vor acht Jahren seine Frau Elisabeth von einem Serienkiller entführt und ermordet wurde, ist der Kinderarzt David Beck ein gebrochener Mann. Bis ihm jemand eine verschlüsselte Botschaft zuspielt. Daraus scheint hervorzugehen, dass seine Frau noch am Leben und das Verbrechen nie wirklich geschehen ist. Gleichzeitig warnt man ihn, kein Wort davon zu verraten. Doch als kurz darauf das FBI auftaucht und David selbst des Mordes an seiner Frau verdächtigt, bleibt ihm keine andere Wahl, als sich auf die Suche nach Elisabeth zu machen. Eine Suche, aus der bald eine lebensgefährliche Jagd wird ...



Autor

Harlan Coben

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Nachdem er zunächst Politikwissenschaft studiert hatte, arbeitete er später in der Tourismusbranche, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Seine Thriller wurden bisher in 45 Sprachen übersetzt und erobern regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten. Harlan Coben, der als erster Autor mit den drei bedeutendsten amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet wurde – dem Edgar Award, dem Shamus Award und dem Anthony Award – gilt als einer der wichtigsten und erfolgreichsten Thrillerautoren seiner Generation. Er lebt mit seiner Familie in New Jersey.

Buch

Für den Kinderarzt Dr. David Beck war es der Verlust seines Lebens. Kein Tag ist in den acht Jahren seit der Tragödie vergangen, an dem er nicht die entsetzlichen Bilder vor Augen hatte: Das fahle Mondlicht, den wie Silber glitzernden See, in dem sie schwammen, die Angstschreie seiner Frau. Die Nacht ihres Verschwindens. Jene Nacht, in der er Elisabeth das letzte Mal lebend gesehen hat. Ein Serienkiller hat die junge Frau nur wenige Monate nach ihrer Hochzeit mit David entführt und ermordet. David selbst überlebte den Angriff nur knapp, und das Geschehene verfolgt ihn seit jener Zeit wie ein immer währender Alptraum. Als er eine E-Mail mit Anspielungen auf gemeinsame Erlebnisse mit Elisabeth erhält, von denen nur seine Frau selbst wissen kann, ist er wie elektrisiert. Plötzlich glaubt er an das Unmögliche: Elisabeth lebt! Euphorisch schlägt er alle Warnungen in den Wind, kein Wort über die verschlüsselte Nachricht zu verlieren – ohne zu ahnen, dass er damit in den Sog eines tödlichen Geheimnisses gerät ...

Harlan Coben im Goldmann Verlag:

Kein Sterbenswort. Thriller · Kein Lebenszeichen. Thriller · Keine zweite Chance. Thriller · Kein böser Traum. Thriller · Kein Friede den Toten. Thriller · Das Grab im Wald. Thriller · Sie sehen dich. Thriller · In seinen Händen. Thriller · Wer einmal lügt. Thriller · Ich finde dich. Thriller · Ich vermisse dich. Thriller · Ich schweige für dich. Thriller · In ewiger Schuld. Thriller · In deinem Namen. Thriller · Der Junge aus dem Wald. Thriller

Die Thriller mit Myron Bolitar:

Das Spiel seines Lebens · Schlag auf Schlag · Der Insider · Preisgeld · Abgeblockt · Böses Spiel · Seine dunkelste Stunde · Ein verhängnisvolles Versprechen · Von meinem Blut · Sein letzter Wille · Der Preis der Lüge

Alle Romane auch als  E-Book erhältlich.

Harlan Coben

Kein
Sterbenswort

Thriller

Deutsch
von Gunnar Kwisinski

GOLDMANN

*In liebendem Gedenken an meine Nichte
Gabi Coben
1997–2000
Unserer wunderbaren kleinen Myszka ...*

Klein sagt: »Und was, wenn wir gestorben sind?
Stirbt die Liebe dann ganz geschwind?«

Groß nimmt Klein sanft in den Arm.
Sie schauen hinaus in die Nacht.
Der Mond ist hell, Klein hat es warm.
Die Sterne glänzen sacht.
»Schau mal, wie die Sterne strahlen,
wie sie glitzern, wie sie funkeln.
Aber manche von den Sternen
sind schon viele Jahre dunkel.
Trotzdem leuchten sie – und wie!
Liebe und Sternenlicht, die sterben nie!«

Debi Gliori *So wie du bist*

Prolog

Ein dumpfes Raunen. Ein eisiger Schauer. Irgend so etwas wäre angebracht gewesen. Eine unheimliche Melodie, die nur Elizabeth und ich vernahmen. Eine drückende Atmosphäre. Ein klassisches Menetekel eben. So manches Unglück erwarten wir beinahe – wie zum Beispiel das, was meinen Eltern widerfahren ist –, und dann gibt es andere dunkle Momente im Leben, jähe Gewaltausbrüche, die auf einen Schlag alles verändern. Nehmen Sie nur einmal mein Leben vor der Tragödie. Und dann sehen Sie sich mein jetziges Leben an. Da gibt es schmerzlich wenig Gemeinsamkeiten.

Elizabeth war sehr still auf unserer Jubiläumsfahrt, aber das war eigentlich nichts Besonderes. Sie hatte diese melancholischen Anwandlungen schon als junges Mädchen gehabt. Dann schwieg sie, verlor sich in Gedanken oder versank in tiefer Schwermut – ich konnte in diesen Situationen nicht sagen, was genau in ihr vorging. Das war wohl Teil des Geheimnisses, dennoch spürte ich damals zum ersten Mal, dass sich ein Graben zwischen uns auftat. Unsere Beziehung hatte so viel überstanden. Ich fragte mich, ob sie auch die Wahrheit überstehen würde. Oder, wenn man so wollte, die unausgesprochenen Lügen.

Die Klimaanlage im Wagen surrte auf Hochtouren. Draußen war es heiß und schwül. Ein typischer Augusttag. Wir überquerten den Delaware auf der Milford Bridge und wurden von einem freundlichen Maut-Kassierer in Pennsylvania willkommen geheißen. Zehn Meilen weiter sah ich den Stein mit der Aufschrift LAKE CHARMAINE – PRIVAT. Ich bog in den Feldweg ein.

Die Reifen krallten sich in den trockenen Sand, schleuderten

Staub in die Luft wie eine Herde Araber. Elizabeth schaltete das Radio aus. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass sie mein Profil betrachtete. Ich fragte mich, was sie darin sah, und mein Herz schlug schneller. Rechts von uns knabberten zwei Hirsche an ein paar Zweigen. Sie hielten inne, begutachteten uns, merkten, dass wir keine Bedrohung darstellten, und knabberten weiter. Dann öffnete sich der Blick auf den See. Die Sonne lag in den letzten Zügen, färbte den Himmel in strahlenden Rosa- und Orangetönen. Die Baumwipfel schienen in Flammen zu stehen.

»Unglaublich, dass wir das immer noch machen«, sagte ich.

»Du hast doch damit angefangen.«

»Ja, als ich zwölf war.«

Ein Lächeln spielte um Elizabeths Lippen. Sie lächelte nicht oft, aber wenn, *peng*, dann traf es mich direkt ins Herz.

»Wie romantisch«, beharrte sie.

»Wie verrückt.«

»Ich mag Romantik.«

»Du magst Verrücktheiten.«

»Wenn wir hier sind, wirst du jedes Mal flachgelegt.«

»Ich war schon immer ein großer Romantiker«, sagte ich.

Sie lachte und nahm meine Hand. »Na dann komm, mein großer Romantiker, es wird dunkel.«

Lake Charmaine. Mein Großvater hatte sich den Namen ausgedacht und meine Großmutter damit zur Weißglut getrieben. Sie meinte, der See solle nach ihr benannt werden. Sie hieß Bertha. Lake Bertha. Opa wollte davon nichts wissen. Zwei zu null für Opa.

Vor gut 50 Jahren war Lake Charmaine ein Sommercamp für die Kinder reicher Familien gewesen. Der Besitzer hatte Pleite gemacht, und Opa bekam den See und das umliegende Land für einen Spottpreis. Er hatte das Haus des Camp-Leiters ausgebaut und die meisten anderen Gebäude am Ufer abgerissen. Die Hütten, die etwas tiefer im Wald lagen, wo jetzt kaum noch jemand hinkam, hatte er verfallen lassen. Ich hatte sie früher zusammen mit meiner

Schwester erforscht. Wir hatten in den Ruinen nach Schätzen gesucht, Verstecken gespielt und es gewagt, dem wilden Mann nachzuspüren, der, davon waren wir fest überzeugt, auf der Lauer lag und uns beobachtete. Elizabeth hatte sich fast nie daran beteiligt. Sie musste immer wissen, wo alles war. Versteck spielen machte ihr Angst.

Als wir aus dem Auto stiegen, hörte ich die Geister der Vergangenheit. Es gab hier viele von ihnen, zu viele, und alle wirbelten durcheinander und wetteiferten um meine Aufmerksamkeit. Der Geist meines Vaters gewann. Der See lag in regloser Stille vor uns, aber ich schwöre, dass ich Dads Freudengeheul hören konnte. Er stieß es immer aus, wenn er die Knie fest an die Brust gepresst, ein nicht mehr ganz normales Grinsen im Gesicht, eine Arschbombe vom Steg hinlegte. Seinem einzigen Sohn kam das aufspritzende Wasser wie eine wahre Flutwelle vor. Besonders gern landete er direkt neben dem Floß, auf dem meine Mutter sich sonnte. Sie schimpfte ihn dann aus, konnte sich das Lachen jedoch meist nicht ganz verkneifen.

Ich blinzelte, und die Bilder und Geräusche waren verschwunden. Ich erinnerte mich jedoch daran, wie das Freudengeheul und das Aufklatschen in der Stille unseres Sees verklungen waren, und fragte mich, ob der Nachhall jemals ganz erstarb oder ob im Wald noch immer irgendwo das Echo des väterlichen Gejohles zwischen den Bäumen herumirrte. Alberner Gedanke, aber was soll man machen.

Sehen Sie, Erinnerungen tun weh. Besonders die schönen.

»Alles in Ordnung, Beck?«, fragte Elizabeth.

Ich drehte mich zu ihr um. »Ich werde flachgelegt, ja?«

»Ferkel.«

Sie ging mit hoch erhobenem Kopf und kerzengeradem Rücken den Pfad entlang. Ich sah ihr einen Augenblick nach und dachte daran, wie ich diesen Gang zum ersten Mal gesehen hatte. Ich war sieben und raste auf meinem Fahrrad – das mit dem Bananensattel und

dem Batman-Abziehbild – die Goodhart Road hinunter. Die Goodhart Road war steil und kurvig, eine ideale Strecke für den anspruchsvollen Bonanza-Rad-Fahrer. Ich rollte freihändig bergab und fühlte mich so cool und hip, wie man sich als Siebenjähriger nur fühlen konnte. Der Fahrtwind wehte mein Haar nach hinten und trieb mir Tränen in die Augen. Ich sah den Umzugswagen vor dem Haus, das früher den Ruskins gehört hatte, drehte mich kurz um, und – peng – da war sie, meine Elizabeth mit ihrem Titan-Rückgrat-Gang. Schon damals als Siebenjährige so selbstsicher, in Spangenschuhen, mit einem Freundschaftsarmband und viel zu vielen Sommersprossen.

Zwei Wochen später begegneten wir uns in der zweiten Klasse von Miss Sobel wieder, und von diesem Augenblick an – bitte verdrehen Sie nicht die Augen, wenn ich das jetzt sage – waren wir Seelenverwandte. Die Erwachsenen fanden unsere Beziehung so niedlich wie anormal, als sich die unzertrennliche Kinderfreundschaft der wilden Ballspiele auf der Straße über Jugendschwärmerei in eine pubertäre Bindung verwandelte und in hormonell gesteuerte Verabredungen auf der Highschool mündete. Alle warteten darauf, dass wir einander überdrüssig wurden. Sogar wir. Wir waren beide kluge Kinder, besonders Elizabeth, hervorragende Schüler, die selbst im Hinblick auf ihre irrationale Liebe nie ihre Rationalität einbüßten. Wir wussten, wie unsere Chancen standen.

Aber hier standen wir nun, zwei Fünfundzwanzigjährige, seit sieben Monaten verheiratet, an dem Ort, an dem wir uns als Zwölfjährige zum ersten Mal richtig geküsst hatten.

Schrecklich, ich weiß.

Wir schoben uns an Zweigen vorbei durch die feuchte, zum Schneiden dicke Luft. Süßlicher Kiefernduft umgarnte uns. Wir stapften durchs hohe Gras. Mücken und andere Insekten stiegen in Scharen hinter uns auf. Die Bäume warfen lange Schatten, die man interpretieren konnte, wie man wollte – wie Wolkenformen oder Rorschachs Tintenleckse.

Wir verließen den Pfad und kämpften uns durchs Unterholz. Elizabeth ging voran. Ich folgte ihr mit zwei Schritten Abstand, ein nahezu symbolischer Akt, wenn ich jetzt so darüber nachdenke. Ich glaubte immer, nichts und niemand könne uns trennen – das hatte die Vergangenheit ja gezeigt, oder? –, doch mehr denn je spürte ich, wie sich die Schuld zwischen uns drängte.

Meine Schuld.

Vor mir wandte Elizabeth sich an dem großen, etwas phallischen Felsen nach rechts, und dort stand er. Unser Baum. Unsere Initialen waren in die Rinde geritzt:

E.P.

+

D.B.

Und natürlich umrahmte sie ein Herz. Unter dem Herz befanden sich zwölf Striche; für jeden Jahrestag unseres ersten Kusses einer. Ich wollte gerade eine dumme Bemerkung darüber machen, wie kitschig das war, aber als ich Elizabeth ins Gesicht sah – die Sommersprossen waren verschwunden oder dunkler geworden, das hübsche Kinn, der lange, graziöse Hals, der klare Blick ihrer grünen Augen, der dunkle, geflochtene Zopf, der ihr wie ein dickes Seil den Rücken hinabhing –, ließ ich es sein. Fast hätte ich es ihr auf der Stelle erzählt, aber irgendetwas hielt mich zurück.

»Ich liebe dich«, sagte ich.

»Du wirst doch schon flachgelegt.«

»Oh.«

»Ich liebe dich auch.«

»Ist ja gut, schon okay«, sagte ich und tat entrüstet, »du wirst ja auch flachgelegt.«

Sie lächelte, aber ich meinte, ein kurzes Zögern darin erkannt zu haben. Ich nahm sie in den Arm. Als sie zwölf war und wir endlich den Mut aufgebracht hatten zu knutschen, duftete sie wunderbar

nach frisch gewaschenen Haaren und Erdbeer-Brausepulver. Die Neuartigkeit dieses Geruchs, die Aufregung dieser Entdeckung, hatte mich natürlich überwältigt. Heute roch sie nach Flieder und Zimt. Der Kuss kam wie ein warmes Licht aus dem tiefsten Innersten meines Herzens. Nach all den Jahren ergriff mich immer noch ein wohliger Schauer, als unsere Zungen sich berührten. Atemlos löste Elizabeth sich von mir.

»Erweist du uns die Ehre?«, fragte sie.

Sie gab mir das Messer und ich schnitzte den 13. Strich in die Rinde. 13. Im Nachhinein betrachtet, gab es da vielleicht doch eine Art Menetekel.

*

Als wir zum See zurückkamen, war es dunkel. Allein der strahlende Mond drang durch die gleichförmige Finsternis, ein einsames Leuchtfeuer. Es war still, selbst die Grillen schwiegen. Wir zogen uns aus. Ich betrachtete sie im Mondschein und spürte, wie sich ein Kloß in meiner Kehle bildete. Sie sprang zuerst ins Wasser und erzeugte dabei kaum Wellen. Ich folgte ungelentk. Der See war überraschend warm. Elizabeth schwamm mit geschmeidigen, gleichmäßigen Zügen, glitt durchs Wasser, als machte es ihr bereitwillig Platz. Ich plantschte hinter ihr her. Die Geräusche, die wir machten, hüpfen wie flache Steine über die Wasseroberfläche. Sie drehte sich um und schwamm in meine Arme. Ihre Haut war nass und warm. Ich war vollkommen hin und weg von ihrer Haut. Wir hielten uns eng umschlungen. Sie drückte ihre Brüste an mich. Ich spürte ihren Herzschlag und hörte ihren Atem. Lebenslaute. Wir küssten uns. Meine Hand wanderte ihren herrlich geschwungenen Rücken hinab.

Als wir fertig waren – als alles wieder im Lot zu sein schien –, angelte ich mir ein Floß, um darauf zusammenzubrechen. Keuchend ließ ich die Füße ins Wasser baumeln.

Elizabeth runzelte die Stirn. »Was ist? Schläfst du jetzt ein?«

»Hm.«

»Ein Bild von einem Mann.«

Ich verschränkte die Hände hinter den Kopf und legte mich hin. Eine Wolke schob sich vor den Mond und verwandelte das Dunkelblau der Nacht in einen dichten Grauton. Die Luft stand. Ich hörte, wie Elizabeth aus dem Wasser auf den Steg kletterte. Meine Augen versuchten, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Ich konnte ihre nackte Silhouette gerade noch ausmachen. Sie war einfach atemberaubend. Ich sah, wie sie sich vorbeugte und ihre Haare auswang. Dann bog sie den Rücken durch und warf den Kopf nach hinten.

Mein Floß trieb weiter vom Ufer ab. Immer wieder habe ich versucht, mir darüber klar zu werden, was dann mit mir geschehen ist, konnte es jedoch nicht genau sagen. Das Floß trieb weiter. Elizabeth war nicht mehr zu sehen. Als sie in der Dunkelheit verschwand, fasste ich einen Entschluss: Ich würde es ihr erzählen. Ich würde ihr alles erzählen.

Ich nickte und schloss die Augen. Mir wurde ganz leicht ums Herz. Ich lauschte dem leisen Plätschern des Wassers an meinem Floß.

Dann hörte ich, wie eine Autotür geöffnet wurde.

Ich setzte mich auf.

»Elizabeth?«

Absolute Stille, bis auf mein eigenes Atmen.

Ich hielt nach ihrer Silhouette Ausschau. Sie war schwer zu erkennen, aber einen kurzen Moment lang sah ich sie. Das glaubte ich zumindest. Ich bin mir nicht mehr sicher und weiß auch nicht, ob es eine Rolle spielt. Auf jeden Fall stand Elizabeth vollkommen still auf dem Steg und blickte in meine Richtung.

Vielleicht habe ich geblinzelt – auch da bin ich mir nicht sicher –, doch als ich wieder hinsah, war Elizabeth verschwunden.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. »Elizabeth!«

Keine Antwort.

Meine Panik wuchs. Ich ließ mich vom Floß fallen und begann, zum Steg zu kraulen. Aber meine Schwimmstöße waren so laut, so unerträglich laut. Ich konnte nicht hören, was am Ufer geschah. Ich hielt inne.

»Elizabeth!«

Eine ganze Weile hörte ich nichts. Die Wolke verdeckte den Mond noch immer. Vielleicht war Elizabeth in die Hütte gegangen. Vielleicht hatte sie etwas aus dem Wagen geholt. Ich öffnete den Mund, wollte noch einmal ihren Namen rufen.

Da hörte ich ihren Schrei.

Ich senkte den Kopf und schwamm, schwamm so schnell ich konnte, meine Arme trommelten aufs Wasser, meine Beine traten wild hinterher. Aber ich war noch ein ganzes Stück vom Steg entfernt. Ich versuchte, ihn beim Schwimmen im Auge zu behalten, doch es war zu dunkel. Nur ein paar schwache Strahlen des Mondes durchschnitten den Himmel, lieferten aber so gut wie kein Licht.

Ich hörte ein Schaben, als würde jemand über den Boden geschleift werden.

Vor mir sah ich den Steg. Nur noch gut fünf Meter. Ich beschleunigte noch einmal. Meine Lunge brannte. Ich schluckte Wasser, streckte die Arme aus, tastete blind in der Dunkelheit herum. Dann hatte ich sie. Die Leiter. Ich griff zu, hievte mich hoch, stieg aus dem Wasser. Der Steg war nass von Elizabeth. Ich sah zur Hütte hinüber. Zu dunkel. Ich konnte nichts sehen.

»Elizabeth!«

Etwas in der Art eines Baseballschlägers traf mich direkt in den Solarplexus. Die Augen traten mir aus dem Kopf. Ich klappte zusammen und glaubte zu ersticken. Keine Luft. Noch ein Schlag. Diesmal direkt auf den Schädel. Ich hörte, wie es in meinem Kopf knackte. Es fühlte sich an, als hätte mir jemand einen Nagel in die Schläfe getrieben. Meine Beine gaben nach, und ich fiel auf die Knie. Vollkommen desorientiert legte ich die Hände seitlich an

den Kopf, um mich zu schützen. Der nächste Schlag – der letzte Schlag – traf mich mitten ins Gesicht.

Ich fiel nach hinten und stürzte wieder in den See. Ich hatte die Augen geschlossen. Noch einmal hörte ich Elizabeth schreien – diesmal schrie sie meinen Namen –, aber der Schrei, wie auch alle anderen Geräusche, erstarb, als ich gurgelnd im Wasser versank.

Acht Jahre später

1

Ein anderes Mädchen war dabei, mir das Herz zu brechen.

Sie hatte braune Augen, krauses Haar und zeigte viele Zähne, wenn sie lächelte. Außerdem trug sie eine Zahnsperre, war 14 Jahre alt und ...

»Bist du schwanger?«, fragte ich.

»Ja, Dr. Beck.«

Es gelang mir, nicht die Augen zu schließen. Ich saß nicht zum ersten Mal einem schwangeren Teenager gegenüber. Es war nicht einmal das erste Mal an diesem Tag. Seit ich vor fünf Jahren meine Facharztausbildung am nahe gelegenen Columbia-Presbyterian-Medical-Center abgeschlossen habe, arbeite ich als Kinderarzt hier in dieser Klinik in Washington Heights. Wir bieten den über *Medicaid* Versicherten (sprich: Armen) Allgemeinmedizin einschließlich Geburtshilfe, innere Medizin und natürlich Kinderheilkunde. Daher halten mich viele für einen unheilbaren barmherzigen Samariter. Das bin ich nicht. Ich bin gern Kinderarzt. Aber ich wollte nun wirklich nicht in den besseren Vororten mit den Tennis spielenden Müttern, den manikürten Vätern und, nun ja, Menschen wie mir arbeiten.

»Was hast du vor?«, fragte ich.

»Ich und Terrell, wir sind echt happy, Dr. Beck.«

»Wie alt ist Terrell?«

»Sechzehn.«

Sie lächelte mich freudestrahlend an. Wieder gelang es mir, nicht die Augen zu schließen.

Mich überrascht dabei immer wieder – jedes Mal aufs Neue –,

dass die meisten dieser Schwangerschaften keineswegs unbeabsichtigt sind. Diese Kinder wollen Kinder bekommen. Das begreift keiner. Alle reden über Verhütungsmethoden und sexuelle Enthaltsamkeit, und das ist ja alles schön und gut, doch die Wahrheit ist, dass die coolen Freundinnen und Freunde dieser Kids Kinder kriegen und damit im Mittelpunkt stehen, also: Hey, Terrell, was ist mit uns?

»Er liebt mich«, verkündete mir diese 14-Jährige.

»Hast du es deiner Mutter schon gesagt?«

»Noch nicht.« Sie wand sich, und dabei sah man ihr fast jedes ihrer 14 Jahre an. »Ich hab gedacht, dass Sie mir vielleicht dabei helfen.«

Ich nickte. »Klar.«

Ich habe gelernt, nicht zu urteilen. Ich höre zu. Ich bin einfühlsam. Als Assistenzarzt hätte ich ihr eine Standpauke gehalten. Ich hätte von hoch oben auf sie herabgeblickt, der Patientin mein Wissen zuteil werden lassen und ihr erklärt, wie selbstzerstörerisch ihr Verhalten war. Aber an einem kalten Nachmittag in Manhattan hatte eine erschöpfte 17-Jährige, die ihr drittes Kind vom dritten Mann erwartete, mir direkt in die Augen gesehen und eine unwiderlegbare Wahrheit ausgesprochen. »Sie wissen nichts über mein Leben.«

Damit brachte sie mich zum Schweigen. Seitdem höre ich zu. Ich habe aufgehört, den Großen Weißen Wohltäter zu spielen, und bin so zu einem besseren Arzt geworden. Ich werde dieser 14-Jährigen und ihrem Baby die bestmögliche medizinische Versorgung zukommen lassen. Ich werde ihr nicht erzählen, dass Terrell nicht bei ihr bleiben wird, dass sie gerade ihre Zukunft zerstört hat, dass sie, falls sie sich nicht grundlegend von unseren anderen Patientinnen unterscheidet, vermutlich noch zweimal in ähnlichem Zustand hier erscheinen wird, bevor sie zwanzig ist.

Wenn man zu lange darüber nachdenkt, dreht man durch.

Wir unterhielten uns eine Zeit lang – genauer gesagt: Sie redete,

und ich hörte zu. Das Untersuchungszimmer, das mir gleichzeitig auch als Büro diente, war ungefähr so groß wie eine Gefängniszelle (nicht dass ich das aus eigener Erfahrung gewusst hätte) und in einer Art Behördengrün gestrichen – genau wie die Toiletten von Grundschulen. An der Innenseite der Tür hing eine Sehtesttafel – die, bei der man nur in die Richtung zu deuten braucht, in die das E jeweils offen ist. Eine Wand war mit ausgebleichenen Disney-Abziehbildern beklebt, an der anderen hing ein riesiges Poster mit der Ernährungspyramide. Meine 14-jährige Patientin saß auf der Untersuchungsliege, neben ihr die Halterung für das Krepppapier, mit dem wir die Liege für jedes Kind neu bedeckten. Aus irgendeinem Grund erinnerte mich die Art, wie das Papier herausrollte, an das Einwickeln eines Sandwichs im Carnegie Deli.

Die Hitze, die die Heizung abstrahlte, war mehr als drückend, doch das war unvermeidbar in einem Raum, in dem sich regelmäßig Kinder und Jugendliche auszogen. Ich trug mein übliches Kinderarzt-Outfit: Jeans, Chucks-Basketballschuhe, ein Oxford-Hemd mit Button-down-Kragen und eine grelle Save-the-Children-Krawatte, der man ihr Baujahr 1994 überdeutlich ansah. Ich trage keine weißen Kittel. Meiner Meinung nach schüchtert man die Kids damit nur ein.

Meine 14-jährige Patientin – ja, ich kam nicht über ihr Alter hinweg – war ein wirklich liebes Mädchen. Komischerweise sind sie das alle. Ich überwies sie an eine Geburtshelferin, von der ich viel hielt. Dann sprach ich mit ihrer Mutter. Alles nicht neu oder überraschend. Ich mache das, wie gesagt, fast jeden Tag. Als sie ging, umarmten wir uns. Dabei sahen ihre Mutter und ich uns kurz in die Augen. Jeden Tag kommen ungefähr 25 Mütter und bringen mir ihre Kinder zur Untersuchung. Nach einer Woche kann ich die Anzahl derjenigen, die verheiratet sind, an den Fingern einer Hand abzählen.

Ich urteile zwar nicht. Aber ich beobachte.

Als sie gegangen waren, trug ich ein paar Daten in die Akte des

Mädchens ein. Ich blätterte ein paar Seiten zurück. Ich hatte sie schon als Assistenzarzt kennen gelernt. Das hieß, dass sie mit acht zum ersten Mal bei mir gewesen war. Ich sah mir ihre Wachstumstabelle an.

Ich erinnerte mich daran, wie sie als Achtjährige ausgesehen hatte, und dachte dann darüber nach, wie sie jetzt aussah. Sie hatte sich nicht sehr verändert. Schließlich schloss ich die Augen und rieb mir die Lider.

Homer unterbrach mich, indem er schrie: »Die Post! Die Post ist da! Oooh!«

Ich öffnete die Augen und drehte mich zum Monitor um. Der Schrei kam von Homer Simpson aus der Fernsehserie *Die Simpsons*. Irgendjemand hatte das lahme *Sie haben Post* im Computer durch dieses Homer-Soundfile ersetzt. Es gefiel mir. Es gefiel mir sehr.

Ich wollte mir gerade meine E-Mail ansehen, als mich das Summen der Gegensprechanlage unterbrach. Wanda, die Sprechstundenhilfe, sagte: »Ihre, äh, ähem, Ihre, äh ... Shauna ist am Telefon.«

Ich konnte ihre Verwirrung nachvollziehen, bedankte mich und drückte auf den blinkenden Knopf. »Hallo, Schnuckelchen.«

»Schon okay«, sagte sie. »Ich bin direkt vor der Tür.«

Shauna legte auf. Ich stand auf und ging den Flur entlang, als Shauna von der Straße hereinkam. Shauna stolzierte in einen Raum, als würde er sie kränken.

Sie war Model für Übergrößen, eins der wenigen, die allein durch ihren Vornamen eindeutig identifiziert wurden. Shauna. Wie Cher oder Fabio. Sie war einen Meter fünfundachtzig groß und wog 85 Kilo. Wie nicht anders zu erwarten, pflegte sie Köpfe zu verdrehen; die im Wartezimmer waren da keine Ausnahme.

Sie verschwendete keinen Gedanken daran, sich bei der Sprechstundenhilfe anzumelden, und die wusste, dass es keine gute Idee war, sich Shauna in den Weg zu stellen. Shauna öffnete die Tür und begrüßte mich mit den Worten: »Mittagessen. Jetzt.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich zu tun habe.«

»Zieh dir was über«, sagte sie. »Es ist kalt draußen.«

»Hör zu, mir geht's gut. Und der Jahrestag ist sowieso erst morgen.«

»Du lädst mich ein.«

Ich zögerte einen Moment, und sie wusste, dass sie gewonnen hatte.

»Komm schon, Beck, das wird lustig. Wie früher im College. Erinnerst du dich noch, wie wir losgezogen sind und heiße Bräute aufgerissen haben?«

»Ich habe nie heiße Bräute aufgerissen.«

»Oh, stimmt, das war ich. Hol deine Jacke.«

Auf dem Rückweg in mein Büro lächelte mir eine der Mütter zu und nahm mich beiseite. »Sie ist sogar noch schöner als auf den Fotos«, flüsterte sie.

»Äh«, sagte ich.

»Sind Sie mit ihr ...« Die Mutter zeigte mit den Händen eine Zusammengehörigkeit an.

»Nein, sie hat jemand anderes«, antwortete ich.

»Wirklich? Wen denn?«

»Meine Schwester.«

*

Wir aßen in einem schmierigen chinesischen Restaurant mit einem chinesischen Kellner, der nur Spanisch sprach. Shauna, tadellos gekleidet in ein blaues Kostüm mit einem Ausschnitt, der steiler abfiel als die Börsenkurse am Black Monday, runzelte die Stirn.

»Schweinefleisch Mu-Shu in einer Weizen-Tortilla?«

»Wo bleibt deine Abenteuerlust?«, fragte ich.

Wir kannten uns seit unserem ersten Tag auf dem College. Im Meldebüro hatte jemand Mist gebaut und gedacht, sie hieße Shaun, so dass wir als Zimmergenossen eingeteilt wurden. Wir wollten den Fehler eigentlich melden, kamen dann aber ins Gespräch.

Sie lud mich auf ein Bier ein. Ich fing an, sie zu mögen. Ein paar Stunden später entschlossen wir uns, es drauf ankommen zu lassen. Schließlich hätten unsere richtigen Zimmergenossen Arschlöcher sein können.

Ich war am Amherst College, einer exklusiven kleinen Lehranstalt in West-Massachusetts, und falls es auf diesem Planeten einen gutbürgerlicheren Ort geben sollte, habe ich zumindest noch nie davon gehört. Elizabeth, der die Ehre zuteil wurde, bei unserer Abschlussfeier von der Highschool die Rede halten zu dürfen, hatte sich für Yale entschieden. Wir hätten auf dasselbe College gehen können, waren aber in ausführlichen Gesprächen zu dem Schluss gekommen, dass dies ein weiterer ausgezeichnete Test für unsere Beziehung wäre. Wieder entschieden wir uns für die erwachsene Lösung. Das Ergebnis? Wir vermissten uns wie verrückt. Die Trennung stärkte unser Zusammengehörigkeitsgefühl und gab unserer Liebe ungekannte Tiefe. Aus den Augen, in den Sinn.

Schrecklich, ich weiß.

Zwischen zwei Bissen fragte Shauna: »Kannst du dich heute Abend um Mark kümmern?«

Mark war mein fünf Jahre alter Neffe. In unserem letzten Jahr auf der Universität fing Shauna an, mit meiner älteren Schwester Linda auszugehen. Vor sieben Jahren hatten sie *Hochzeit* gefeiert. Mark war das Nebenprodukt, nun ja, ihrer Liebe unter Zuhilfenahme einer künstlichen Befruchtung. Linda hatte ihn ausgetragen, und Shauna hatte ihn dann adoptiert. Weil sie ein wenig altmodisch waren, brauchten sie ein männliches Vorbild für ihren Sohn. Hier komme ich ins Spiel.

Verglichen mit dem, was ich bei der Arbeit zu sehen kriege, ist dieses Familienleben wohlgeordneter als bei *Ozzie and Harriet*.

»Null Problemo«, sagte ich. »Ich wollte mir sowieso den neuen Disney-Film angucken.«

»Die neue Disney-Braut ist gar nicht übel«, sagte Shauna. »Seit Pocahontas gab's nichts Schärferes.«

»Gut zu wissen«, sagte ich. »Was macht ihr beiden heute Abend?«

»Kann ich beim besten Willen nicht sagen. Jetzt, wo Lesben angesagt sind, ist unser Terminkalender randvoll. Ich sehne mich schon fast nach der Zeit zurück, als wir uns noch im stillen Kämmerchen versteckt haben.«

Ich bestellte mir ein Bier. War vielleicht ein bisschen früh, aber eins würde mich schon nicht umhauen.

Shauna bestellte sich auch eins. »Du hast dich also von dieser Dingsda getrennt?«, fragte sie.

»Brandy.«

»Genau. Ist übrigens ein hübscher Name. Hat sie eine Schwester namens Whiskey?«

»Wir sind nur zwei Mal miteinander ausgegangen.«

»Gut. Sie war eine hagere Hexe. Außerdem weiß ich eine, die perfekt zu dir passt.«

»Nein, danke«, wehrte ich ab.

»Sie hat eine Superfigur.«

»Mach bitte kein Blind Date für mich, Shauna. Bitte.«

»Wieso nicht?«

»Weißt du noch, wie das beim letzten Mal gelaufen ist?«

»Mit Cassandra?«

»Genau.«

»Was hat dir denn an ihr nicht gefallen?«

»Erstens war sie lesbisch.«

»Herrgott, Beck, jetzt sei doch nicht so bigott.«

Ihr Handy klingelte. Sie lehnte sich zurück und ging ran, ließ mich aber nicht aus den Augen. Sie bellte etwas hinein und klapperte es wieder zu. »Ich muss los«, sagte sie.

Ich winkte, dass man mir die Rechnung bringen sollte.

»Und morgen Abend kommst du vorbei«, ordnete sie an.

Ich tat, als hätte es mir den Atem verschlagen. »Die Lesben haben nichts vor?«

»Ich hab nichts vor. Deine Schwester schon. Sie muss ohne Begleitung zum großen Brandon-Scope-Empfang.«

»Du gehst nicht mit?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Wir wollen Mark nicht zwei Abende hintereinander ohne eine von uns allein lassen. Linda muss hin. Sie leitet jetzt die Stiftung. Ich gönne mir einen freien Abend. Also komm morgen vorbei, okay? Ich bestell uns was zu essen und wir sehen uns mit Mark ein paar Videos an.«

Morgen war der Jahrestag. Wäre Elizabeth noch am Leben, würden wir den 21. Strich in den Baum ritzen. So seltsam das auch klingen mochte, aber morgen würde für mich kein besonders anstrengender Tag werden. An Jahres-, Feier- oder Geburtstagen bin ich so überdreht, dass ich sie meist problemlos überstehe. Die ganz normalen Tage sind bitter. Wenn ich mit der Fernbedienung herumspiele und in eine alte Folge von *Mary Tyler Moore* oder *Cheers* gerate. Wenn ich durch eine Buchhandlung gehe und ein neues Buch von Alice Hoffman oder Anne Tyler sehe. Wenn ich mir Stücke von den O'Jays, den Four Tops oder Nina Simone anhöre. Die ganz normalen Dinge.

»Ich habe Elizabeths Mutter versprochen, dass ich bei ihr reinschaue«, sagte ich.

»Ach, Beck ...« Sie wollte schon anfangen zu drängeln, fing sich dann aber und fragte: »Und danach?«

»In Ordnung«, sagte ich.

Shauna ergriff meinen Arm. »Du verschwindest schon wieder, Beck.«

Ich antwortete nicht.

»Ich liebe dich. Das weißt du. Wenn du auch nur das geringste bisschen Sexappeal hättest, hätte ich damals wahrscheinlich etwas mit dir angefangen statt mit deiner Schwester.«

»Das ist jetzt aber sehr schmeichelhaft«, meinte ich. »Ehrlich.«

»Mach mir gegenüber nicht dicht. Wenn du mich nicht an dich ranlässt, lässt du niemanden ran. Rede mit mir, okay!«

»Okay«, sagte ich. Aber es ging nicht.

*

Fast hätte ich die E-Mail gelöscht.

Ich kriege so viel Junk-Mails, Werbe-Mails, Spam und was sonst noch alles dazugehört, dass ich mit der Löschtaste ziemlich fix geworden bin. Zuerst lese ich die Adresse des Absenders. Wenn es jemand ist, den ich aus der Klinik kenne, ist alles in Ordnung. Wenn nicht, drückte ich voller Begeisterung die Löschtaste.

Ich saß am Schreibtisch und ging die Planung für den Nachmittag durch. Der Terminkalender war gerammelt voll, was nicht weiter überraschend war. Ich drehte den Schreibtischstuhl, sah den Computer an und machte den Löschfinger startklar. Nur eine einzige E-Mail. Die, die Homer vorhin zum Jubilieren gebracht hatte. Ich überflog sie kurz und mein Blick blieb an den ersten beiden Buchstaben in der Betreffzeile hängen.

Was zum ...?

Das Fenster war so aufgeteilt, dass ich nur diese beiden Buchstaben und die E-Mail-Adresse des Absenders sehen konnte. Ich kannte die Adresse nicht. Ein paar Ziffern @comparama.com. Ich kniff die Augen zusammen und drückte auf den rechten Scroll-Button. Buchstabe für Buchstabe erschien der Betreff der Mail. Mit jedem Klick schlug mein Herz ein bisschen schneller. Mein Atem ging stoßweise. Ich hielt meinen Finger auf der Taste und wartete.

Als ich fertig war, als alle Zeichen sichtbar waren, las ich die Zeile noch einmal, und während ich das tat, spürte ich einen harten, dumpfen Schlag in der Brust.

*

»Dr. Beck?«

Ich bekam kein Wort heraus.

»Dr. Beck?«

»Einen Augenblick, Wanda.«

Sie zögerte. Ich hörte, dass sie den Knopf der Gegensprechanlage noch gedrückt hielt. Dann ließ sie ihn los.

Ich starrte weiter auf den Bildschirm.

An: dbeckmd@nyhosp.com

Von: 13943928@comparama.com

Betreff: E.P.+ D.B. //////////////////////////////////////

Einundzwanzig Striche. Ich habe sie schon vier Mal gezählt.

Es war ein gemeiner, kranker Scherz. Das war mir klar. Meine Hände ballten sich zu Fäusten. Ich fragte mich, welcher feige Wichser mir das geschickt hatte. Es war so leicht, anonyme E-Mails zu schicken. Ein ideales Medium für verklemmte Techno-Angsthäsen. Aber nur sehr wenige Menschen wussten von dem Baum und unserem Jahrestag. Die Medien hatten nie davon erfahren. Dass Shauna Bescheid wusste, verstand sich von selbst. Und Linda. Vielleicht hatte Elizabeth es ihren Eltern oder ihrem Onkel erzählt. Aber ansonsten ...

Von wem war die Mail also?

Natürlich wollte ich die Mail lesen, doch irgendetwas hielt mich davon ab. Tatsache ist, dass ich häufiger an Elizabeth denke, als ich es nach außen hin zeige. Ich glaube nicht, dass ich dadurch jemanden täuschen kann – trotzdem rede ich fast nie über sie oder über das, was geschehen ist. Viele Leute halten das für Macho-Allüren oder Tapferkeit, sie meinen, dass ich meine Freunde und Bekannten nicht damit behelligen will, dass ihr Mitleid mir peinlich ist oder ähnlichen Unsinn. Aber das stimmt nicht. Es tut weh, wenn ich über Elizabeth rede. Es tut sogar sehr weh. Es erinnert mich an ihren letzten Schrei. Es erinnert mich an die vielen offenen Fragen.

Es erinnert mich an das, was hätte sein können. (Ich versichere Ihnen, dass kaum etwas eine so verheerende Wirkung entwickelt, wie das, was hätte sein können.) Es erinnert mich an die Schuld, das Gefühl, so irrational es auch sein mag, dass ein stärkerer Mann – ein besserer Mann – sie womöglich hätte retten können.

Man sagt, dass es lange dauert, bis man eine Tragödie in ihrer Gänze begreift. Man ist benommen. Man wird sich der finsternen Realität nicht bis ins Letzte bewusst. Auch das ist nicht wahr. Auf mich traf es jedenfalls nicht zu. Als sie Elizabeths Leiche fanden, war mir sofort klar, was das für mich bedeutete. Mir war klar, dass ich sie nie wieder sehen würde, dass ich sie nie wieder im Arm halten würde, dass wir keine Kinder haben und nicht gemeinsam alt werden würden. Mir war klar, dass dies etwas Endgültiges war, dass es keine Gnadenfrist gab, dass kein Verhandlungsspielraum mehr vorhanden war.

Ich fing sofort an zu weinen. Ich schluchzte hemmungslos. Ich heulte fast eine ganze Woche ununterbrochen. Ich weinte bei der Trauerfeier. Ich ließ niemanden, nicht einmal Shauna oder Linda, an mich heran. Ich schlief allein in unserem Bett, vergrub meinen Kopf in Elizabeths Kissen und versuchte, ihren Geruch wahrzunehmen. Ich sah ihre Schränke durch und drückte ihre Kleidung an mein Gesicht. All das bot mir keinen Trost. Es war verrückt und schmerzte. Doch es war ihr Geruch, ein Teil von ihr, also tat ich es trotzdem.

Wohlmeinende Freunde – das sind oft die schlimmsten – hatten die üblichen Klischees für mich parat, und aufgrund dieser Erfahrungen glaube ich, Sie warnen zu dürfen: Sprechen Sie lediglich Ihr tiefstes Mitgefühl aus. Erzählen Sie mir nicht, dass ich noch jung bin. Erzählen Sie mir nicht, dass es vorübergeht. Erzählen Sie mir nicht, dass sie jetzt an einem besseren Ort ist, dass das Ganze Teil eines göttlichen Plans ist. Und auch nicht, dass ich froh sein kann, einer solchen Liebe teilhaftig geworden zu sein. Jede dieser Plattitüden kotzte mich an. Ich fing an – und das klingt jetzt bestimmt herzlos –, mein Gegenüber anzustarren und mich zu fragen,

warum dieser Idiot oder diese Idiotin noch atmete, während meine Elizabeth im Sarg verrottete.

Immer wieder musste ich mir den Unsinn anhören, dass es besser sei, *die Liebe erlebt und verloren zu haben*. Noch so eine Täuschung. Glauben Sie mir: Es ist nicht besser. Zeigt mir nicht das Paradies, um es dann niederzubrennen. Das war der eine Teil. Der selbstsüchtige Teil. Noch stärker – wirklich schmerzlich – war jedoch, dass Elizabeth so viel vorenthalten wurde. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft ich etwas sehe oder tue und daran denke, wie viel Freude es Elizabeth bereitet hätte, und dann versetzt es mir wieder diesen Stich.

Die Leute fragen, ob ich etwas bedauere. Die Antwort lautet: Nur das eine. Ich bedauere, dass es Momente in meinem Leben gab, die ich damit verschwendet habe, etwas anderes zu tun, als Elizabeth glücklich zu machen.

»Dr. Beck?«

»Eine Sekunde noch«, sagte ich.

Ich legte meine Hand auf die Maus und schob den Pfeil auf das Lesen-Icon. Ich klickte darauf und der Text erschien.

An: dbeckmd@nyhosp.com

Von: 13943928@comparama.com

Betreff: E.P.+ D.B. //////////////////////////////////

Nachricht: Klick auf diesen Hyperlink, Kusszeit, Jahrestag.

Ein Bleiklotz bildete sich auf meiner Brust.

Kusszeit?

Es war ein Witz. Es musste ein Witz sein. Ich bin kein Freund von Geheimniskrämerei. Und ich bin kein Freund des Wartens.

Ich griff wieder nach der Maus und schob den Mauszeiger auf den Hyperlink. Ich klickte und hörte das archaische Kreischen des Modems, den Balzruf der Maschine. Wir haben alte Rechner in der

Klinik. Es dauerte eine Weile, bis sich der Browser geöffnet hatte. Ich wartete und dachte: *Kusszeit, woher um alles in der Welt wissen die von der Kusszeit?*

Der Browser erschien. Er zeigte eine Fehlermeldung.

Ich runzelte die Stirn. Wer zum Teufel hatte diese E-Mail geschickt? Ich probierte es noch einmal und bekam wieder dieselbe Fehlermeldung. Der Link führte ins Leere.

Wer zum Teufel wusste von der Kusszeit?

Ich habe nie jemandem davon erzählt. Nicht einmal mit Elizabeth hatte ich besonders häufig darüber gesprochen – wohl weil es gar nicht so wichtig war. Wir waren antiquiert wie die alte Jungfer Pollyanna, sprachen also kaum über solche Dinge. Eigentlich ist es auch ein bisschen peinlich, aber ich habe auf die Uhr geschaut, als wir uns vor 21 Jahren zum ersten Mal küssten. Nur so aus Spaß. Ich habe den Kopf zurückgezogen, auf meine Casio-Armbanduhr geblickt und gesagt: »Achtzehn Uhr fünfzehn.«

Und Elizabeth sagte: »*Kusszeit.*«

Ich sah mir die Nachricht noch einmal an. Langsam wurde ich sauer. Das war nicht mehr komisch. Eine gemeine E-Mail zu schicken ist eine Sache, aber ...

Kusszeit.

Tja, Kusszeit war morgen um 18 Uhr 15. Mir blieb keine Wahl. Ich musste warten.

Also gut.

Für den Fall der Fälle speicherte ich die E-Mail auf Diskette. Ich öffnete das Druckmenü und wählte die Option *Alles Drucken*. Ich verstehe nicht viel von Computern, habe jedoch mitgekriegt, dass man aus dem Kauderwelsch am Ende einer Nachricht manchmal den Absender ermitteln kann. Noch einmal zählte ich die Striche. Immer noch 21.

Ich dachte an den Baum und den ersten Kuss, und in meinem engen, überheizten Büro stieg mir wieder der Geruch des Erdbeer-Brausepulvers in die Nase.

2

Zu Hause erwartete mich eine weitere böse Überraschung aus der Vergangenheit.

Ich wohne auf der anderen Seite der George Washington Bridge gegenüber von Manhattan – im uramerikanischen Traumvorort Green River, New Jersey, in dem trotz seines Namens kein Fluss und immer weniger Grün zu finden ist. Mein Zuhause ist das Haus meines Opas. Als Oma vor drei Jahren starb, bin ich bei ihm und seinen häufig wechselnden ausländischen Krankenschwestern eingezogen.

Opa hat Alzheimer. Sein Gedächtnis arbeitet ungefähr so wie ein altes Schwarzweiß-Fernsehgerät mit einer verbogenen Zimmerantenne. Mal geht es, dann wieder nicht, an manchen Tagen funktioniert es besser als an anderen, man muss die Antenne in eine bestimmte Richtung halten, darf sich absolut nicht bewegen, und selbst dann läuft das Bild noch gelegentlich durch. So ist es zumindest lange gewesen. In letzter Zeit konnte man ihm – um bei dem Bild zu bleiben – allerdings kaum mehr als ein kurzes Flimmern entlocken.

Ich habe meinen Opa nie wirklich gemocht. Er war ein herrschsüchtiger Mann mit altmodischen Moralvorstellungen, der sich aus eigener Kraft hochgearbeitet hatte und dessen Zuneigung zu anderen Menschen in direktem Verhältnis zu dem Erfolg stand, den sie vorweisen konnten. Mit seiner barschen Art, seiner Unnahbarkeit und seiner antiquierten Vorstellung von Männlichkeit konnte er einen Enkel, der sowohl sensibel als auch ein schlechter Sportler war, ohne weiteres links liegen lassen, selbst wenn dieser gute Zensuren bekam.

Ich bin bei ihm eingezogen, weil ich wusste, dass meine Schwester ihn sonst zu sich genommen hätte. Linda war so. Schon im Brooklake-Sommercamp hat sie sich den Inhalt des Spirituals *He has the whole world in His hands* etwas zu sehr zu Herzen genommen.

Sie hätte sich in der Pflicht gesehen. Doch Linda hatte einen Sohn, eine Lebensgefährtin und zahlreiche Verpflichtungen. Ich nicht. Mein Einzug hier war also eine Art Präventivschlag gewesen. Inzwischen wohnte ich eigentlich ganz gern hier. Es war ausgesprochen ruhig.

Chloe, mein Hund, kam schwanzwedelnd auf mich zu. Ich kraulte sie hinter den Schlappohren. Sie ließ es sich einen Augenblick lang gefallen und sah dann erwartungsvoll die Leine an.

»Einen Moment noch«, sagte ich zu ihr.

Chloe mag diesen Satz nicht. Sie warf mir einen Blick zu, was gar nicht so einfach ist, da ihre Augen vollkommen von Haaren bedeckt sind. Chloe ist ein Bearded Collie, eine Rasse, die eher an Bobtails erinnert als an die Collies, die man sonst so kennt. Elizabeth und ich hatten Chloe gleich nach unserer Hochzeit gekauft. Elizabeth mochte Hunde. Ich nicht. Jetzt mag ich sie.

Chloe postierte sich vor der Haustür. Sie sah erst zur Tür, dann zu mir, dann wieder zur Tür. Der Wink mit dem Zaunpfahl.

Opa saß in sich zusammengesunken vor einer Spielshow im Fernsehen. Er sah mich nicht an, schien aber auch das Bild nicht zu beachten. Sein fahles Gesicht war totenstarr. Diese Starre wich nur, wenn seine Windel gewechselt wurde. Dann bekam er schmale Lippen und sein Gesicht entspannte sich. Seine Augen wurden feucht und manchmal lief ihm eine Träne über die Wange. Ich glaube, seine lichtesten Momente sind die, in denen er sich am meisten nach Senilität sehnt.

Gott hat einen seltsamen Sinn für Humor.

Die Schwester hatte eine Nachricht auf dem Küchentisch hinterlassen: SHERIFF LOWELL ANRUFEN.

Darunter stand eine Telefonnummer.

Mein Herz schlug schneller. Seit dem Überfall leide ich unter Migräne. Ich hatte durch die Schläge einen Schädelbruch erlitten. Ich lag damals fünf Tage im Krankenhaus; ein Spezialist, einer meiner Kommilitonen von der Medizinischen Hochschule, meint al-

lerdings, dass die Migräneattacken eher psychologischen als physiologischen Ursprungs sind. Vielleicht hat er Recht. Auf jeden Fall haben sich sowohl die Schmerzen als auch die Schuldgefühle gehalten.

Ich hätte ausweichen müssen. Ich hätte die Schläge kommen sehen müssen. Ich hätte nicht ins Wasser fallen dürfen. Und schließlich, da ich ja offenbar irgendwie die Energie zusammengerafft hatte, mich selbst in Sicherheit zu bringen – hätte mir das mit Elizabeth nicht auch gelingen müssen?

Fruchtlos, ich weiß.

Ich las die Nachricht noch einmal. Chloe fing an zu jaulen. Ich drohte ihr mit dem Finger. Sie wurde still, sah aber wieder abwechselnd die Tür und mich an.

Ich hatte seit acht Jahren nichts von Sheriff Lowell gehört, konnte mich aber noch gut daran erinnern, wie sein von Zweifeln und Sarkasmus geprägtes Gesicht über meinem Krankenhausbett aufgetaucht war.

Was konnte er nach so langer Zeit von mir wollen?

Ich nahm den Hörer ab und wählte. Schon nach dem ersten Klingeln ging jemand ran.

»Dr. Beck. Danke, dass Sie zurückrufen.«

Ich bin kein großer Freund der Rufnummernübermittlung – das geht mir zu sehr in Richtung *Big Brother is watching you*. Ich räusperte mich und sparte mir die Begrüßungsfloskeln. »Was kann ich für Sie tun, Sheriff?«

»Ich bin gerade ganz bei Ihnen in der Nähe«, sagte er. »Ich würde gerne vorbeikommen und mit Ihnen reden, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Ist das ein Höflichkeitsbesuch?«, erkundigte ich mich.

»Nein, eigentlich nicht.«

Er wartete darauf, dass ich etwas sagte. Den Gefallen tat ich ihm nicht.

»Passt es Ihnen jetzt?«, fragte Lowell.

»Könnten Sie mir mitteilen, worum es geht?«

»Mir wäre es lieber, wenn ich das mit Ihnen direkt ...«

»Mir nicht.«

Ich spürte, wie meine Hand den Hörer fester umklammerte.

»Okay, Dr. Beck, dafür habe ich Verständnis.« Seinem ausgiebigen Räuspern merkte man an, dass er versuchte, etwas Zeit zu gewinnen. »Sie haben vielleicht in den Fernsehnachrichten gesehen, dass in Riley County zwei Leichen gefunden wurden.«

Hatte ich nicht. »Was ist mit ihnen?«

»Sie wurden in der Nähe Ihres Grundstücks gefunden.«

»Das Grundstück gehört mir nicht. Es gehört meinem Großvater.«

»Aber Sie sind sein Vormund, nicht wahr?«

»Nein«, sagte ich. »Das ist meine Schwester.«

»Wenn Sie die dann vielleicht auch anrufen könnten. Mit ihr würde ich auch gern sprechen.«

»Die Leichen wurden *nicht* am Lake Charmaine gefunden, oder?«

»Das stimmt. Wir haben sie auf dem westlich angrenzenden Grundstück gefunden. Es ist Gemeindeeigentum.«

»Was wollen Sie dann von uns?«

Es entstand eine Pause. »Hören Sie, ich bin in einer Stunde bei Ihnen. Es wäre schön, wenn Linda dann auch da wäre, falls sich das einrichten lässt.«

Er legte auf.

*

Die acht Jahre waren Sheriff Lowell nicht gut bekommen, allerdings war er auch vorher schon kein Mel Gibson gewesen. Er sah aus wie ein verwaarloster Köter, mit so langen, hängenden Gesichtszügen, dass Nixon dagegen wie frisch geliftet wirkte. Seine Nasenspitze war extrem aufgedunsen. Andauernd zog er ein stark gebrauchtes Taschentuch aus der Gesäßtasche, entfaltete es sorgfältig

tig, rieb sich damit die Nase, faltete es ordentlich zusammen und steckte es wieder ein.

Linda war auch da. Sie saß leicht vorgebeugt auf dem Sofa, als wäre sie jederzeit auf dem Sprung, um mich, wenn nötig, in Schutz zu nehmen. So saß sie oft da. Sie gehörte zu den Menschen, die einem ihre volle, ungeteilte Aufmerksamkeit widmen. Sie sah einen mit ihren großen braunen Augen an, so dass man ihrem Blick unmöglich ausweichen konnte. Ich bin natürlich voreingenommen, aber Linda ist der beste Mensch, den ich kenne. Vielleicht ein bisschen altmodisch, aber allein ihre Existenz gibt mir Mut, was die Zukunft unserer Erde betrifft. Ihre Liebe gibt mir das Wenige an Kraft, was ich noch habe.

Wir saßen in der guten Stube meiner Großeltern, die ich normalerweise meide wie der Teufel das Weihwasser. Das Zimmer war stickig, beklemmend und roch noch immer nach Alte-Leute-Sofa. Ich bekam kaum Luft. Sheriff Lowell ließ sich Zeit. Er rieb sich noch ein paar Mal die Nase, zog ein kleines Notizheft aus der Tasche, leckte sich den Finger und suchte die richtige Seite. Er lächelte, so freundlich er konnte, und fing an.

»Können Sie mir sagen, wann Sie das letzte Mal am See waren?«

»Ich war letzten Monat da«, sagte Linda.

Doch er sah mich an. »Und Sie, Dr. Beck?«

»Vor acht Jahren.«

Er nickte, als hätte er mit dieser Antwort gerechnet. »Wie ich Ihnen am Telefon schon sagte, haben wir in der Nähe von Lake Charmaine zwei Leichen gefunden.«

»Konnten Sie sie identifizieren?«, wollte Linda wissen.

»Nein.«

»Ist das nicht ein bisschen merkwürdig?«

Darüber dachte Lowell eine Zeit lang nach, wobei er sich kurz nach vorn beugte, um das Taschentuch herauszuziehen. »Wir wissen, dass es sich um zwei erwachsene, weiße Männer handelt. Jetzt

